

# Fahrt durchs Schweizerland

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 45

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649513>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bar mit jenem Ausruf seiner Abneigung Lust machte. In der Pause vom fünften auf das sechste Bild hatten sich aber ein paar Knaben zusammengetan, die, wie die Äpfel im Garten der Frau Holle, im Chore sprachen: „Schüttle mi, i bi scho lengschstens rpf! Schüttle mi, i bi schon lengschstens rpf!“ Heimlich habe ich dabei zu jener kinderlosen Frau in der Prozeniumsloge hinauf geblickt.

Charakteristisch war auch der große Beifall nach dem sechsten Bild, als Rosa, mit Pech besudelt, den Lohn für ihre Faulheit und Bosheit erhalten hatte. Etwas vom schönsten war aber die Zwiesprache zwischen Bühne und Publikum, als Trudi im dritten Bild sich fragte, ob es nicht einmal heimlich einen Blick in sein Geburtstagspäcklein werfen sollte und die Kinder immer wieder einhellig und stets dringender davon abrieten. Und dann auch am Schluß des Stückes, als sich Frau Holle

verabschiedete und die Kinder ohne Ausnahme mitmachten und riefen: „Adieu Frou Holle! Adieu Frou Holle!“

Ja, und damit müssen auch wir uns verabschieden. Nur eine Frage noch, eine Frage an die Frau Holle. Wer wird diesen Winter bei euch Dienst tun, Frau Holle? Ein faules Mädchen, damit es wenig schneit? Das dürfte wahrscheinlich unsern Soldaten passen. Oder ein fleißiges Mädchen, damit die Winterpörtlker auf ihre Rechnung kommen?

Aber wir merken es schon, Frau Holle ist nicht geneigt, uns dieses Geheimnis schon jetzt zu verraten. Wenn wir also nicht in einen Brunnen steigen wollen, in den renovierten Schützenbrunnen beispielsweise, um selber nach dem Rechten zu sehen bei Frau Holle, so müssen wir uns bis zu einer Antwort auf unsere Frage noch etwas gedulden. Bis dahin aber: Adieu Frou Holle! Uf Widerluege! S. W.

## Fahrt durchs Schweizerland

Es ist in den ersten Tagen der Mobilmachung, als ich hochbepackt mit den üblichen Geräten des aufgebotenen Soldaten in einem der spärlichen Schnellzüge von Bern dem Oberland zu fahre. Ueber der Landschaft liegt der Sonnenschein der ersten Herbsttage, und wenn im Gepäcknetz nicht Tornister und Stahlhelm lägen und ringsum feldgraue Gestalten säßen, würde niemand vermuten, daß Krieg sei. Da und dort erblickt man bewachte Gebäude, Bahnbeamte tragen das Gewehr und auf den Feldern arbeiten bemerkenswert viele Frauen und Kinder.

Mir gegenüber sitzt eine jüngere Frau mit bekümmertem Gesicht und es dauert denn auch nicht lange bis sie zu sprechen beginnt. Man merkt, daß etwas sie bedrückt. Und dann erzählt sie plötzlich hastig, sie hätten zu Hause, irgendwo in der Ostschweiz ein Geschäft, in dem nicht nur ihr Mann, sondern auch ihre zwei Brüder Verdienst fänden. „Heute stehen alle drei im Dienst; ich fahre zu den Eltern ins Oberland; denn was soll ich allein zu Hause?“ Sie hätten vor drei Jahren begonnen und die Zimmerei sei recht gut gegangen. Jetzt sei alles zu Ende und die Existenz der Familie stehe auf dem Spiel. „Aber nicht wahr, unserem Land geschieht nichts — und das ist ja schließlich die Hauptsache!“ — Die Augen sind erwartungsvoll und fast ängstlich auf mich gerichtet, als wenn ein simpler Unteroffizier der schweizerischen Armee zum Schicksal der Heimat das entscheidende Wort zu sprechen hätte. Oder ist es einfach das Vertrauen zum Soldaten, welches die Frau so fragen läßt? Ich suche nach einer beruhigenden Antwort und freue mich im Stillen ob dem schlachten Opferinn, der aus dem einfachen Menschen spricht, den der Krieg aus der gewohnten sichern Bahn des Alltags geworfen hat. —

\* \* \*

Die Gebirgsbrigade ist auf Pikett entlassen worden. Schon auf der Hinfahrt nach B. führen mit Soldaten vollgepropte Züge an uns vorbei. Lautes Singen, manchmal recht wohlklingend, manchmal aber auch weniger schön, schallt aus den offenen Fenstern. Hände winken und frohe Gesichter künden Freude; denn es geht ja heim — heim in Haus und Hof, heim zu lieben Angehörigen, die den Sohn oder den Vater erwarten. B. gleicht einem Heerlager und auch hier herrscht lauter Fröhlichkeit. —

Als ich einige Stunden später wieder im Zuge sitze, der mich nach Norden führen soll, ist der Wagen mit Nachzügler der Entlassenen gefüllt. Auf dem Bahnsteig hat die Musikkapelle eines Infanteriebataillons Aufstellung genommen. Nach einigen Armeemärschen stimmt sie ein Lied an, „Wallis, du mein Heimatland“, eine getragene Melodie, die wohl beim strengen Musikkritiker kaum Gnade finden würde, die aber in dieser Um-

gebung und im Bewußtsein des Zeitgeschehens merkwürdig ernst stimmt. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung und zum Abschied klingt der scharfe Rhythmus des Berner marsches. Wieder recken sich Hände und die ihren Grenzabschnitt verlassenden Berner rufen den Zurückbleibenden einen letzten Gruß zu. Rasch enteilt der Zug der Grenzstadt, die bereits in nächtlichem Dunkel liegt und deren Lichter kleiner und kleiner werden. Unten im Tal flammen neue Lichter auf. Eine Industrieanlage leuchtet in blendender Helle, umfährt von unzähligen glänzenden Punkten. Rings recken sich Berge in die dunkle Nacht, gleich Hütern unserer Grenzen. Wir wissen: dort in den tief eingeschnittenen Tälern stehen an einsamen Orten noch einzelne militärische Posten in Erfüllung treuer Pflicht.

Ins Rattern des Bahnwagens mischt sich lautes Stimmengewir und hie und da dröhnendes Lachen. — Gewiß, sie sind alle froh, Junge und Soldaten des Territorialalters, heimkehren zu dürfen. Sie wissen zwar, daß sie vielleicht schon in wenig Wochen wieder einzurücken haben und doch hört man kein böses Wort über den Militärdienst. Das ist so ganz anders als vor zwanzig und einigen Jahren! Fast ist es einem, als ob diesmal jeder besser begriffen habe, daß es diesmal viel, viel ernster ist, und daß viel mehr auf dem Spiele steht, als in jener Zeit, an die wir uns nur noch zu deutlich erinnern.

\* \* \*

Wieder sitze ich im Schnellzug. Im Abteil bin ich allein mit einer älteren Dame, die in einer Unmenge Zeitungen herumstöbert. Draußen herrscht richtiges Hundewetter, und ab und zu peitscht der Regen an die Fenster. Wieder komme ich ins Gespräch; aber noch weiß ich nicht, ob ich es mit einer Ausländerin oder mit einer Schweizerin zu tun habe. Sie will wissen, wo ich im Dienste stehe, was das für eine merkwürdige Nummer sei, die ich auf den Achseln trage. Als ich ausweichend antworte sagt sie plötzlich: „Yes knof! aber ich bin Baslerin!“ und als ich sie erstaunt und wohl deutlich ungläubig ansehe — denn Basler kennt man ja leicht am Dialekt — erzählt sie frisch drauflos in einem Deutsch, das nur hie und da die eben gemachte Aussage bestätigt:

„Ich komme aus den Staaten, wo ich seit über zwanzig Jahren lebe. Seit dem 1. September habe ich von meinem Sohn, der in Basel ein Geschäft betreibt und als Soldat einzurücken mußte, keine Nachrichten mehr erhalten, und da bin ich kurzerhand nach Europa gereist. Zudem gehöre ich heute in die Schweiz! Vielleicht kann man mich irgendwo brauchen!“

Dann erzählt sie von der Ueberfahrt auf einem italienischen Schiff, von Erlebnissen auf dem Meer, wo zweimal englische Kriegsschiffe den Dampfer durchsucht hätten. In den Staaten

fei man keineswegs begeistert, in den europäischen Krieg einzugreifen. Immerhin — die Aufhebung des Waffenausfuhrverbotes sei wohl sicher. Kurze Zeit darauf verabschiedete ich mich von der freundlichen, alten Dame — und freute mich im stillen ob ihrer Treue zur alten Heimat, welche sie tausende von Kilometern von sicherem Port in die Schweiz, in unmittelbare Nähe eines ausbrechenden Krieges geführt hatte. Ich rückte mich in eine Bankette und sah ins enteulende, dunkle Land hinaus. Wenn solcher Sinn in unseren Auslandschweizern lebt, dann darf uns nicht bange werden.

Wieder und wieder fahre ich durchs Schweizerland. Ueberall sind Soldaten, Einrückende und Urlauber, unterwegs. Wenn man denkt, daß wer nicht im aktiven Heere Dienst tut, bei Hilfsdienst oder Luftschuß eingerückt ist, dann wundert man sich, wieviele Männer im dienstpflichtigen Alter noch immer in Zivil zu sehen sind. Trotzdem: die Schweiz ist zum großen Heerlager geworden. Wer von der Grenze kommt, weiß von ungeheuren Anstrengungen zu berichten, die zur Verteidigung des Landes gemacht worden sind und noch gemacht werden. Aber auch im Innern wird eifrig am Ausbau der Abwehr gearbeitet. So ist unsere Heimat zu einer riesigen Festung geworden. Was aber das Schönste und Beruhigendste ist, das ich den vielen Gesprä-

chen mit Soldaten und Zivilisten entnehmen konnte, ist der geschlossene und entschlossene Wille ein freies Volk zu bleiben und jeden Versuch, unsere Unabhängigkeit anzutasten, mit allen Mitteln abzuwehren.

\* \* \*

Es ist Abend geworden und der Zug eilt die von ungezählten Bergfahrten wohlbekannte Strecke der Südrampe des Löttschberg dem Süden zu. Bei einer Bahnbiegung tritt aus dem Hintergrund des Bispertales ein mächtiger Bergkoloß — die Mischabelgruppe, deren Gipfel im Scheine eines wolkenlosen Abends erglühen. Gleich steigewordenem Wachtposten steht der Berg zwischen rechts und links aufstrebenden Hängen. Scheinbar zu seinen Füßen stimmen in der Dämmerung die ersten Lichter von Bisp. Es will einem weich werden ums Herz ob dem Bilde der Ruhe und des Friedens und gewaltfam muß ich mich in die Wirklichkeit zurückversetzen: Krieg! Noch ist der Augenblick nicht da, der einem erlaubt an den Frieden zu denken — und doch, wie auf Regen Sonnenschein, so folgt dem Kriege immer wieder der Friede. Möge er diesen Bergen, diesen Tälern, die so sehr sein Abbild sind, erhalten bleiben! —

## Achtung steht!\*)

Von Oberst Herrmann Ludwig-Studer (1857 — 1932)

Achtung steht! hett's schneidig klunge  
Albe duff uf d'r Allmänd,  
Daß es i d'Natur isch drunge  
Jedem Ma im Regimänt;  
Brächtig, wie us Marmor ghaue  
Steit die ganz Mannschafft da,  
Und der Oberst voll B'rtraue  
Seit: mir chönne d'Schlacht alah!

So sy mir mit Gwehr und Koffe  
Einisch i d's Tessin marschiert,  
Wo d'Fratelli Eidgenosse  
Chly hei revolutioniert.  
Mit d'm Schwyzerfähnli brunge  
Hei m'r Bruderlieb' und Treu,  
Und d'rmit isch's emel glunge  
Friede z'stiffe wieder neu. —

Bierzig Jahr sy drüber gange,  
Nych a Sorge und a Glück,  
Und mir dänke mit B'rlange  
Gärn no a dä „Fäldzug“ z'rück,  
A die flotte Kamerade,  
A d's Tessinervöllli froh,  
A so mängi Promenade  
Wo m'r wyt sy umecho.

Ja, mir wei im Friede läbe  
Aber Meischter sy im Hus,  
D'Zyt isch ärncht, es gseht nid äbe  
Zuscht na ewigem Friede-n us.  
Fraget eis die alte Manne  
Da vom zächte Regimänt,  
Ob si würde Freud ha dranne  
We me wehr- und ehrlos ständ!

Dazumal hett me sjs Läbe  
Nit dir d's Auto no risgiert,  
Fröhlich isch me zwüsche Käbe  
Under Gsang gradus marschiert  
Mir hei nit vo Bombe-Käge,  
Nüt vo Flugere no gwüßt,  
Aber öppe de hingäge:  
Gärn es lufchtigs Meitschi küßt.

Uese Pfarrer, 's hett kei Zweute  
Gäh wie-n är i d'r Armee,  
Geng e stramme, hülfsbereite,  
Alli hei so gärn ne gseh;  
Brächtig hett'r albe gunge,  
Hett viel Liebesdienstche ta,  
Hütt no in Erinnerung  
Dante mir däm edle Ma!

Ach, so viele Kamerade  
Cheu hütt nit a d's Feschtli cho,  
Offizier hei und Soldate  
Früh scho ihre-n Abschied gnoh.  
Doch mir wei nit um se gryne,  
d'Fründschafft überduret d's Grab,  
Und bald wird d'r Tag erschyne  
Wo o mir is mälde-n ab. —

Drum wei mir is hütt no freue,  
D'Zyt geit ja so schnäll v'rby,  
Feschter sölle-n ibri Keie  
Schließe die wo übrig sy.  
Mag o d's Alter mit sich bringe  
Mängerlei vo Sorg und Leid,  
Tapfer wei m'r düredringe  
Wie damals im Waffschleid.

Achtung steht! es gilt üs Alle  
Das Kommando stramm und klar,  
Und es söll no hütt erschalle  
Chrestig wi vor vierzig Jahr.  
Gradus geng, da git's kes Schwante,  
Wär wott siege luegt nit z'rück,  
Fescht i Wärte-n und Gedanke  
Bis zum letschte-n Augenblick!

Hesem Land wei treu m'r halte  
Was m'r ärncht ihm gschwore hei,  
Mög' d'r Herrgott drüber walte  
Und's bewahre schön und frei,  
D'Schwyzer hei zu allne Zyte  
Härz für Not und Unglück gha,  
Aber wott e Find cho stryte  
Schießt'r gwüß bi'r Gränze-n a!

Drum sy mir i guete Treue  
Hütt no einisch z'ämecho,  
Und es wird e Keine reue,  
Jede treit e Gwinn d'roo.  
Achtung steht! das söll uf Nerde  
Geng no üfi Lofung sy —  
Mög' si üs zum Säge wärde —  
Kamerade, schänket y! —

\*) Erinnerung an den Okkupationsdienst des 10. Inf. Regiments im Tessin, Herbst 1890.